

KAYO MPOYI

**MAI
BEDEUTET
WASSER**

ROMAN

AUS DEM SCHWEDISCHEN
VON ELKE RANZINGER

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe:

© CulturBooks Verlag 2021

Gärtnerstraße 122, 20253 Hamburg

www.culturbooks.de

Alle Rechte vorbehalten

Mai betyder vatten © Kayo Mpoyi

First published by Norstedts, Sweden, in 2019.

Published by agreement with Notstedts Agency.

Die Übersetzung aus dem Schwedischen wurde mit Mitteln des Auswärtigen Amtes unterstützt durch Litprom e.V. – Literaturen der Welt.

LITPROM
LITERATUREN
DER WELT



The cost of this translation was defrayed by a subsidy from the Swedish Arts Council, gratefully acknowledged.

Foto Kayo Mpoyi: © Kajsa Göransson

Übersetzung: Elke Ranzinger

Redaktion: Jan Karsten

Herstellung: Klaus Schöffner

Umschlag: Cordula Schmidt Design, Hamburg

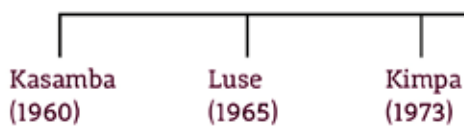
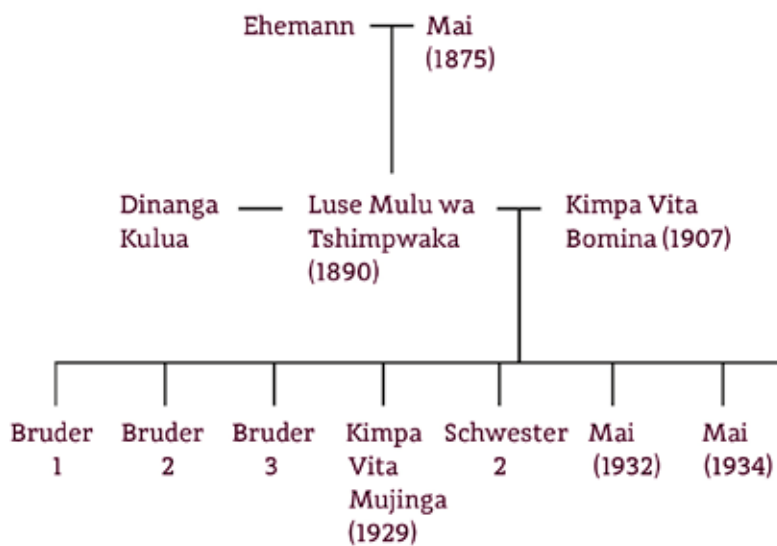
Covergestaltung: Sara R. Acedo

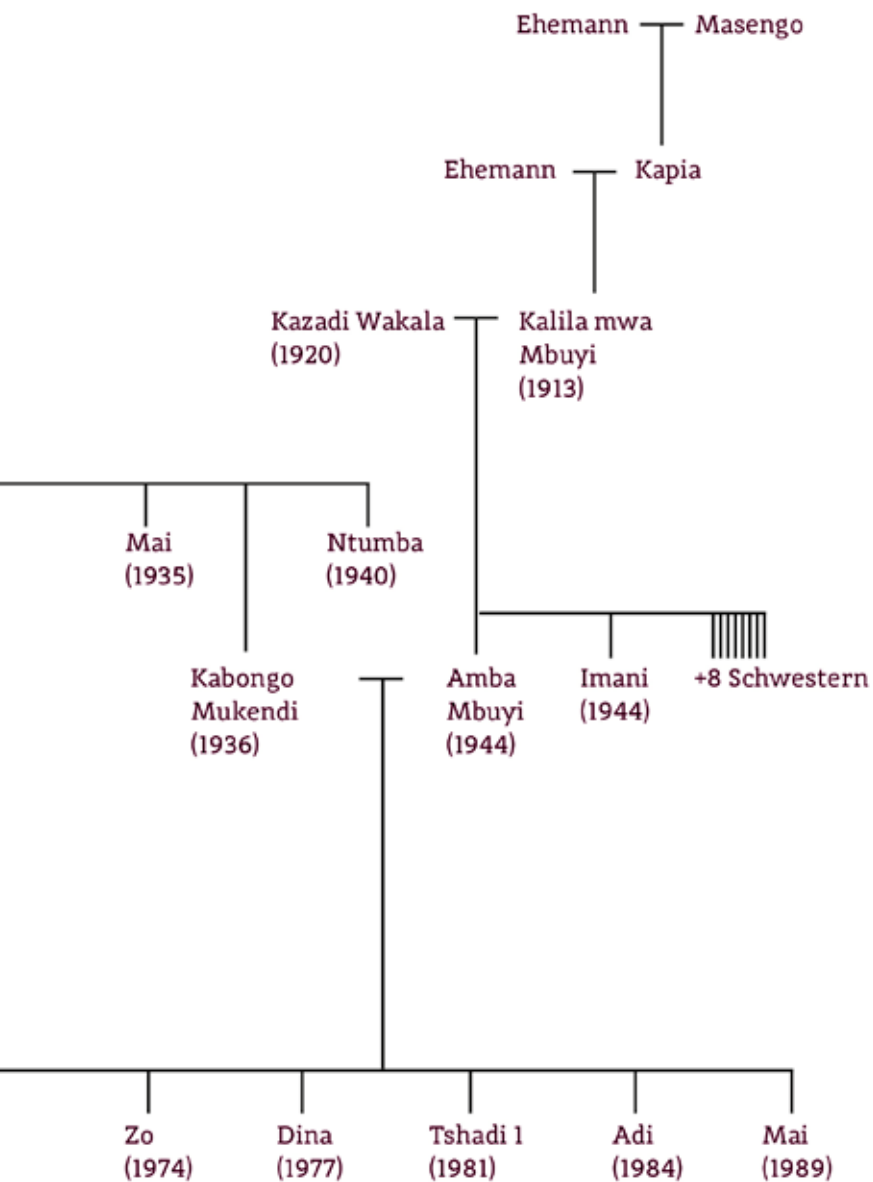
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

1. Auflage 2021

ISBN 978-3-95988-154-8





Ich holte Laken und Handtücher, um ein Nest zu bauen.

Ich wollte ein eigenes Huhn haben.

Ich streckte mich zum Korb auf dem Wohnzimmertisch und klaubte Eier heraus. Ein paar flutschten mir durch die Finger, fielen auf den Boden, zerbrachen und spritzten über meine Füße.

Die restlichen Eier brachte ich in mein Nest. Dann zog ich meine Unterhose aus, schleuderte sie auf den klebrigen Boden und kletterte in den Kleiderschrank. Die Eier an meinem Unterleib waren kalt. Ich rieb mich daran, versuchte, mich auf den Knien abzustützen, und wartete. Ein Ei zerbrach unter meinem Gewicht, und eine glibberige Masse verteilte sich auf meinen Schenkeln. So hockte ich da, bis die Schranktüren aufgingen. Füße waren der Spur aus kapputten Eiern gefolgt und bei der Unterhose zum Stehen gekommen.

Hände zerrten mich aus meinem Nest.

Schmutziges Kind

Schlechtes Kind

Januar – Juli 1989

MONSIEUR ÉLÉPHANT

Monsieur Éléphant ist unser neuer fünfundzwanzigjähriger Nachbar. Er ist bei der Familie seines Bruder, den Kabeyas, eingezogen. Die wohnen unter uns im ebenerdigen Teil der Upanga 81 im Viertel Upanga in der Stadt Daressalam in Tansania. Er studiert an der Universität und liebt Wörter, genau wie Papa. Mein wortbesessener Mathematikeringenieurspapa, der mal besser Linguist hätte werden sollen. Er lernt Wörter aus einem Wörterbuch, und wenn er sie kann, reißt er die Seiten heraus. Genau wie Papa erfindet Monsieur Éléphant Lieder. Genau wie Papa singt er manchmal zu einer bekannten Melodie andere Wörter. Aber die Wörter von Monsieur Éléphant kommen nicht aus einem Wörterbuch. Sie kommen aus der Tiefe seines Ichs, sagt er. Er schlägt sich gegen die Brust, was dumpf klingt und auf unserer Dachterrasse widerhallt. Der obere Teil des Hauses besteht aus der Dachterrasse, unserer Wohnung und der Treppe, die zu beidem führt, mit einer Tür unten, in die vor Ewigkeiten jemand in Großbuchstaben »Zum Paradies« eingeritzt hat.

Der Himmel ist klar, und die Sonne scheint über die Betonmauer, die mir bis zum Hals geht und einmal um die Terrasse herumführt. Wenn man die Gestalten nicht mitzählt, die der Regen geschaffen hat, als er beim Herablaufen an der Mauer die weiße Farbe weggeschwemmt hat, sind nur wir beide hier. Die Gestalten in ihren Schimmelgewändern haben beobachtet, wie Monsieur Éléphant auf Zehenspitzen auf die Dachterrasse geschlichen ist, um darauf zu war-

ten, dass ich zum Spielen in das Häuschen komme, das ich mir gebaut habe. Es besteht aus Getränkeboxen, einem Regenschirm und einem abgetragenen Pagne von Mama. Die Füße von Monsieur Éléphant sind ununterbrochen in Bewegung, als er mit seinem Lieblingslied anfängt.

»Sie ist das schönste Mädchen der Welt.« Er zeigt auf mich.

»Da ist was mit ihren Lippen.« Er schüttelt lachend den Kopf.

»Und mit ihren Händen.« Er hopst auf der Stelle herum.

»Und hinter ihren Augen.« Er hopst auf mich zu.

»Mungu ibariki Afrika.« Er pustet mich an, ich lache und mache die Augen zu.

»Sie ist schön.« Seine Fingerspitzen streichen über meine Augen, die Lippen und das Kinn.

Nur die Schimmelmännchen sehen, wie Monsieur Éléphant mit seinen langen Fingern mein Gesicht nachmalt. Mama liegt in der Wohnung unter uns im Bett, und in ihr wächst die verschluckte Erdnuss. Meine zwölfjährige Schwester Dinanga, Dina, ist in der Schule. Sie hat mir erzählt, dass Mama eines Tages im Bett so heftig atmen musste, dass sie eine Erdnuss verschluckt hat. In dieser Nuss war ein Geist, und der wächst jetzt seitdem in ihr, Mamas Arme liegen jetzt ständig um den immer größer werdenden Bauch. Zuri, unser Hausmädchen mit den aufgesprungenen Fersen, wäscht im Badezimmer hinter verschlossener Tür mit Seife und Zitrone Blut aus dem Bettlaken von Mama und Papa.

Die Hände von Monsieur Éléphant quellen vor Bonbons über. Er erzählt mir, dass er auf dem Heimweg einen Abstecher ins Süßigkeitenparadies gemacht hat. Er weiß, was ich mag, süß, sauer und hart. Keine Schokolade. Er hat den unermesslichen Gefahren des Verkehrs getrotzt, denn die

Autofahrer haben nicht angehalten, als er über die Straße gelaufen ist. Und er hat sich ins Zeug gelegt und meine Lieblingsbonbons ergattert, obwohl ein Schwarm gieriger Schulkinder die Bonbonmamas bis auf den letzten Drops geplündert hat.

»Mungu ibariki Afrika.«

Er bringt mir die Worte bei, die eigentlich zu der Melodie gehören. Er bittet mich auf die Bühne, eine umgedrehte Limonadenkiste, und meint, dass ich die Nationalhymne von Tansania können muss, wenn ich nächstes Jahr in die Schule komme.

Dann hockt er sich in mein Häuschen und schaut zu. Während ich mich vor ihm aufspiele, ruft er mit feuchten Augen: »Gott segne Afrika, sie ist das schönste Mädchen der Welt.« Ich bekomme Bonbons, bis meine Taschen platzen.

Tubariki watoto wa Tanzania, singe ich, segne uns Kinder von Tansania.

Mama und Papa sind heute nicht zu Hause, denn dieser Dienstag, der 10. Januar 1989, ist ein besonderer Tag. Der Geist, der in Mamas Bauch gewachsen ist, wird unser Geschwisterchen. Sie haben uns allein zu Hause gelassen, mich und Dina. Und die gibt mir Wurst statt Marmeladenbrot, wie sonst am Morgen üblich. Während wir frühstücken, verwebt sie mit ihren Fingern Schnüre zu unterschiedlichen Mustern. Ich ziehe irgendwo daran, die Fadenfigur geht kaputt, und ich renne weg, damit sie mir nachläuft.

Mama hat für diesen besonderen Tag ein neues Wachtuch gekauft und auf den Esszimmertisch gelegt. Darunter, wo die Luft wegen des Plastiks ganz stickig ist, verstecke ich mich unübersehbar für meine Schwester. Sie stürzt sich auf mich und kitzelt mich durch, bis mein Bauch vom Lachen richtig wehtut.

Am Nachmittag gehen wir auf die Dachterrasse. Vor ein paar Tagen wurden die Reste von meinem Häuschen weggeschafft. Papa hatte gesehen, wie Monsieur Éléphant von der Dachterrasse heruntergekommen ist, und danach war es nicht mehr zu retten. Jetzt sagt Dina, dass wir die Tür abschließen müssen, sobald Mama und Papa nicht da sind, aber sie vergisst es ständig.

Das Schimmelmännchen sieht zu, wie meine Schwester und ich den geflochtenen Teppich mit den tausend verschiedenen Farben auf dem Boden ausbreiten und uns darauflegen, um die Wolken zu beobachten.

»Ich sehe Europa«, sagt Dina.

»Ich sehe nichts«, antworte ich.

Sie deutet zum Himmel. »Du muss richtig hinschauen.«

»Ah, jetzt seh ich es«, sage ich und zeige in den Himmel.

Als Zuri für heute fertig ist und geht, ist der Himmel rosa. Der Gebetsruf von der neuen Moschee ist so laut, dass die Vögel den Mangobaum wie eine schwarze Explosion verlassen.

Wir gehen runter in die Wohnung, und Dina stellt das Essen auf den Tisch. Sie bittet mich, auf der Loggia Wache zu stehen und Alarm zu schlagen, wenn Mama und Papa kommen. Sie will kurz runter und sehen, ob Elombe, der zweitälteste der Kabeyajungs, da ist. Die Kabeyas sind Zairer wie wir. Ihr Papa arbeitet in der Botschaft, wie viele andere im Upanga-Viertel. Die Grenze von Zaire führt um unser Grundstück herum, und auf einer Seite von uns liegt Tansania und auf der anderen Indien. Tansania hat im Garten Kühe, Ziegen und Hühner. Manchmal kommen die Kinder von dort herüber, und wir spielen zusammen. Indien hat eine Steinmauer mit hohen grünen Hecken dahinter. Über diese Mauer klettert nie wer.

Auf der Seite zu Tansania verlaufen große schwarze Rohre. Dort waschen Zuri und die anderen Hausmädchen in großen Bottichen die Wäsche. Der Limettenbaum am Zaun steht ziemlich schief, seine Wurzeln stecken in Tansania, aber die Früchte fallen nach Zaire. Da kommt es zum Krieg, bei dem die Limetten vom Boden als Granaten geworfen werden. Zur Not geht das auch mit Matschkuchen.

»Du bist zu klein«, sagt einer der Nachbarsjungen und schiebt mich weg, als ich runterkomme und auf den Knien im Gras nach Limetten suche.

»Geh rauf, Adi, und iss«, befiehlt Dina und zieht mich zum Haus. »Wenn du nicht drinnen bleibst, wird Papa richtig schlimm wütend auf dich!«

Wir gehen die Treppe hoch. Der fünfzehnjährige Elombe kommt nach Hause, und im Hof verfliegt die Spielstimmung. Die kleinen Kinder zieht es zu den älteren Jungen und deren Plattenspieler. Elombes Freunde lachen und grölen. Dina steht bei uns auf dem Laubengang, presst sich gegen die Stangen und sieht zu ihnen hinunter.

»Ich geh noch mal runter. Du bleibst hier und spielst mit deinen Anziehpuppen! Und halt ja auf der Loggia Wache und warne mich, wenn du unser Auto kommen siehst, sonst kriegst du nichts von meiner Schokolade.«

Dina zieht sich in unserem Zimmer um, schlüpft in ihre neue Bluse und einen Jeansrock, diese Sachen dürfen eigentlich nur für die Kirche angezogen werden. So was macht Dina wegen Elombe immer.

Ich stelle mich auf den Beobachtungsplatz, den Dina verlassen hat. Dina ist schön. Die Jungs pfeifen, als sie den Hof betritt. Sie lacht übers ganze Gesicht. Ich würde mich auch gern umziehen, aber meine schönen Sachen sind bei Mama eingeschlossen. Ich presse das Gesicht gegen das verschnörkelte Gitter, das am Laubengang entlang zu unserer Wohnungstür führt. Das Gestänge ist hier viel rostiger als das an der Loggia an der Hausvorderseite. Die Farbe blättert ab. Ein Blättchen heftet sich an meine Lippe, es schmeckt wie Blut. Ich zupfe am Lack herum und puste die Fitzel auf den Hof. Ich puste stärker und höher. Dina und die Jungen reden jetzt über Koffi Olomide, den Sänger.

»In seinem neuen Song singt Koffi über meinen Onkel, habt ihr das gewusst?«, fragt Elombe.

»Monsieur Éléphant? Du lügst doch!«, spielt sich Dina auf.

»Doch. Hört's euch an, er sagt M. N. Elongo, Mathieu Nzevu Elongo. Und Nzevu heißt Elefant«, erklärt Elombe seinen tansanischen Freunden. »Mein Onkel ist berühmt in Kin. Er kennt wichtige Leute.«

»Für Geld sagt Koffi jeden Namen«, stichelt Dina.

Alle lachen. Auch Elombe. Er steht auf.

»Ich zeig euch den Tanz. Ihr wisst schon, wo er ... kann ich's bei dir vormachen, Dina?« Elombe macht eine Tanzbewegung und presst sich an Dina, sie kreischt auf. Die anderen lachen.

Ich rupfe weiter Blättchen vom Lack und puste sie weg. Ich klopfe fest gegen die Stangen, damit sich mehr Farbe löst. Sie schauen hoch.

»Jetzt aber rein mit dir, du kleiner Teufelsbraten!«, ruft Dina. Wieder lachen alle.

Ich gehe ins Haus und knalle die Tür hinter mir zu.

In der Dämmerung sitzen Dina und ich auf der Loggia und halten nach unserem blauen Auto Ausschau. Wenn es käme, ginge dieser besondere Tag zu Ende, und wir könnten unser neues Geschwisterchen kennenlernen. Dina weiß nicht, warum sie noch nicht zu Hause sind, obwohl es fast dunkel ist. Wir spielen Moskitos töten. An Dinas Finger ist Blut.

»Das ist von dir. Jetzt stirbst du«, ärgert sie mich, und ich bekomme Angst.

»Ich mach doch nur Spaß«, stöhnt sie, als ich losheule.

Zum zweiten Mal an diesem Tag fällt der Strom aus, und wir hören, wie der Kühlschrank im Esszimmer ermattet verstummt. Da sagt Dina, wir sollten ins Bett gehen. Ohne Mama, die uns ans Abendgebet erinnert. Ohne Papa im Sessel, der Pulverkaffee trinkt und Jim Reeves hört.

Am nächsten Tag kommt Papa am Vormittag kurz nach Hause. Er frühstückt, blättert in seinem Wörterbuch, murmelt Wörter vor sich hin, aber er sagt nicht, was mit Mama und dem Geschwisterchen ist. Bevor er geht, reißt er eine Seite aus dem Wörterbuch, faltet sie zu einem kleinen Päckchen und steckt es in die Hosentasche. Dann lässt er uns bei Zuri, die seit dem Morgen hinkt. Dina fragt, was passiert ist. Zuri erzählt es uns und fordert uns alle zwei Sätze auf, mit ndiyo zuzustimmen, damit sie merkt, dass wir auch zuhören.

Ihr wisst doch, dass ich die Wäsche immer wasche, bevor die Sonne hoch am Himmel steht – sagt ndiyo

Ich bin also runter, um die Wäsche zu waschen, aber das weiße Hemd des gnädigen Herrn und der weiße Unterrock der gnädigen Frau fingen an, gegen die Kraft des Wassers anzukämpfen

Ich beugte mich vor, um mir das näher anzuschauen, denn wenn Kleidung das Wasser scheut, stimmt irgendwas nicht – sagt ndiyo

Aber das Gesicht, das mir aus dem Wasser entgegenstarrte, war nicht meines

Das Hemd des gnädigen Herrn streckte wie ein ertrinkender Fischer die Arme in die Höhe, packte mich und zerrte mich runter zu dem Gesicht im Wasser – sagt ndiyo

Die nassen Sachen schlangen sich um meinen Körper. Sie drangen unter meine Kanga und betatschten meine Schenkel – sagt ndiyo

Ich schrie, Shetani! Ein Geist!

Gott sei Dank verding sich mein Fuß in einer Wurzel, und ich konnte mich aus der Umklammerung des Wassers befreien

Und der Shetani rannte davon

Zuri nickt nachdrücklich, um uns zu zeigen, dass die Geschichte zu Ende ist. Dann bügelt sie weiter.

»Sie ist beschränkt«, flüstert Dina mir zu und reißt die Augen weit auf. »Ein einfaches Buschmädchen.« Dann jagt sie mich vor sich her, indem sie schreit, dass sie ein Shetani ist und mich jetzt in den schwarzen Schlamm unter dem Abfluss hinterm Haus werfen wird.

Am Nachmittag steht Zuri mit Fatima, dem Hausmädchen der Kabeyas, am Zufahrtstor. Sie sind unterwegs zum indischen Laden an der Kreuzung. Zuri holt Kondensmilch, die es manchmal aufs Brot gibt. Yusuf, unser Wächter, öffnet das Tor für sie. Er ist ein Verwandter von Fatima und arbeitet schon viele Jahre in Upanga 81. Er hat hinterm Haus eine kleine Unterkunft.

»Deine Bluse ist schön«, sagt Fatima zu Zuri und befühlt den weißen Stoff. Fatima hat das Baby, den jüngsten Bruder von Elombe, in einem Tuch auf dem Rücken. Ihre Kleidung ist abgetragen. Mama gibt Zuri hin und wieder was zum Anziehen, und wenn der Fotograf kommt, darf Zuri manchmal mit aufs Bild. Dann schmiert sie sich die Fersen mit Kokosfett ein.

Am Sonntag wache ich in einem leeren Bett auf.

»Mama«, rufe ich aus Gewohnheit und warte, dass sie kurz hereinschaut und dann zu Dina sagt, dass sie mich aus dem Bett holen soll und Brot und Marmelade schon auf dem Tisch stehen. Aus dem Wohnzimmer kommen unbekannte Geräusche, und ich rufe lauter.

»Dina!«

Dina wird das Laken wegnehmen, mich ins Bad bringen und das Wasser aufdrehen. Und Shekila und seine Frau, die in unserem Boiler leben und an Einsamkeit leiden, werden wie immer losstreiten, wenn sie den Wasserhahn hören. Die beiden können sich nämlich nie einigen, wer mich durch das Guckloch ganz oben beobachten darf. Von ihrem ganzen Gehopse wird das Wasser warm, das weiß ich von Dina, und dann fließt es in den grünen Eimer, der in der Badewanne steht. Dina wird mir mit einem Schöpflöffel das Wasser über den Körper gießen, und ich werde losschreien, denn richtig warm ist es nie.

Aber weder Mama noch Dina schauen herein. Mein Protest wird zu einem Kloß im Hals, und in meinen Augen sticht es. Ich kämpfe mit dem Laken, das mich immer fester packt, als ich versuche aufzustehen.

Mein »Maaamaa« läuft vor mir her ins Wohnzimmer, wo nichts mehr wie früher ist. Mama sitzt statt auf dem Sofa auf dem Boden. Auch die Sofakissen liegen dort herum, und Mamas Rücken lehnt an der Wand. Alles im Zimmer ist umgestellt, und die Erwachsenen stehen nach vorne gebeugt

da, haben Freudengesichter und schauen auf das Wesen in Mamas Armen. Aus der Decke kommt ein krächzendes Geräusch, wie von hinter Blättern versteckten Krähen.

Ich stürze zu ihr. »Mama!« Aber Dina springt auf und packt mich.

»Pass auf«, faucht sie. »Siehst du das Baby nicht?«

Der schwere Kloß in meinem Hals rutscht in mein Herz und verstärkt mein Traurigkeitsgeheule.

»Schsch, Adi«, sagt Mama. »Schau mal, du hast eine kleine Schwester bekommen.«

Da liegt sie, in Mamas Arm, strampelnd und runzlig.

Mama ya Elombe ist da, ihr Hausmädchen Fatima und unsere Zuri, die jetzt einen Verband am Fuß hat.

»Sie ist wirklich schön.«

»Jemand wollte sie ihnen abkaufen«, erzählt Mama ya Elombe Zuri und Fatima, obwohl die Mamas normalerweise nicht mit den Hausmädchen plaudern.

»Er hat ein Vermögen geboten!«

Zuri und Fatima legen die Hände an den Mund.

»Der Mann war ziemlich merkwürdig«, sagt Mama, ihre Stimme ist schwach. »Ein Inder.«

»Vielleicht hat er geglaubt, dass das Baby weiß ist«, sagt Zuri.

»Ist sie nicht wahnsinnig schön?«, fragt mich Dina.

Das Wesen in Mamas Arm gähnt. Es wendet den Blick zu mir, die Augen sind dunkel.

Es gibt diese Geschichte von der Schlange, die man in meinem Bett gefunden hat, als ich zwei war. Wir waren ein Jahr zuvor nach Binza gezogen, weg von dem ganzen Unglück in Mikondo. Es war 1986, und mit der Familie ging es nun aufwärts. Papas Arbeit an der Universität in Kinshasa hatte auf einer Konferenz bei seinen alten Klassenkameraden aus der Zeit in Brüssel für Aufsehen gesorgt. Er hatte eine Festan-

stellung als Mathematiker beim zairischen Staat bekommen und wurde sogar als Berater nach Tansania geschickt.

Das Haus in Binza war ein neu gebautes Einfamilienhaus mit rotem Dach, fließendem Wasser und Strom. Mama und mein älterer Bruder Kasamba, der arbeitslos war und deshalb zu Hause mithalf, kümmerten sich um den Garten. Mama züchtete Blumen, und zwischen den Beeten verliefen gepflasterte Wege. Laut Dina, die damals neun war, waren Papas Schwestern auf diesen Wegen herumscharwenzelt und hatten Mama aufgezo-gen, indem sie sagten: Jaja, jetzt lebt ihr wirklich das gute Leben, was? Dann hatten sie die Blumen bewundert und festgestellt, dass Kasamba trotz seiner glücklosen Vergangenheit und trotzdem er völlig un-Luba aussah, ein echtes Händchen für Pflanzen hatte. Dina hat erzählt, dass die Tanten jedes Mal ein Gebet sprachen, wenn ihnen Kasamba das Essen brachte.

»Sie hatten Angst, er würde ihnen etwas auftischen, das er von einem Ndoki hatte. Und dass ihr Leben, sobald sie es aßen, zum Tauschopfer würde für Geld, Glück oder weswegen auch immer Kasamba zu dem Ndoki gegangen war.«

Irgendwas stimmt mit meinem großen Bruder Kasamba nicht, aber keiner will sagen, was.

Das Schlafzimmer von Mama und Papa hatte eine Tür zum Garten. Durch diese Tür war die Schlange auf der Flucht vor dem peitschenden Regen hereingeschlingelt. Niemand glaubt, dass ich eine Erinnerung an das Ganze habe. Aber ich kann mich tatsächlich daran erinnern, dass mich Mama zum Schlafen auf ein Handtuch zwischen Kissen gelegt hat. Von irgendwoher hatte ich einen Kugelschreiber, auf dem ich herumkaute. Die Tinte schmeckte bitter. Ich erinnere mich, wie die Schlange zwischen den Kissen hindurchkroch und sich langsam um meine Beine wickelte. Ich heulte los. Ich kann mich an die Augen erin-

nern. Wegen ihnen ist die Erinnerung so stark. Dieselben Augen wie jetzt.

»Es ist ein Geistwesen, kein Kind«, rufe ich, aber keiner interessiert sich für mich. Der Schreck krallt sich in meinen Kopf. Die böartigen Augen starren mich an. Ich weiß einfach, uns wird Grauenhaftes zustoßen.

»Ihr habt das falsche Kind heimgebracht!«

Die Erwachsenen lachen.

Am Abend singt Jim Reeves seinen Dank für die Blumen, die blühen, und die Fische, die schwimmen.

»Wir danken für die Bäume, das tiefe blaue Meer«, singt Papa mit. Deswegen hört Papa am Abend immer Reeves. Wenn Gott nämlich keine Dankbarkeit aus unserem Haus hören würde, dann würde er die Palme im Hof in Brand setzen. Sie würde auf unser Haus stürzen und die Vorhänge anzünden. Wenn Gott keine Dankbarkeit hören würde, gäbe es keine Kondensmilch mehr im Küchenschrank.

Wenn Gott keinen Gesang gehört hätte, hätte die Nuss Mama, als sie im Krankenhaus lag, umgebracht. Die Nuss, in der ein Geist gesteckt hat, der jetzt in ihren Armen liegt. Den Mama hält, als wäre er ihre schönste Puppe, ihre einzige. Die nicht schmutzig werden darf, und die, meint Dina, am traurigsten aller Tage von einer hundegroßen Ratte gestohlen worden ist.

Das Geistwesen hatte Mama so müde gemacht, dass sie fast gestorben wäre. Bis zu ihrer Abfahrt ins Krankenhaus habe ich ihre Hand gehalten, habe gefragt, warum, oh, warum sie denn im Bett auch nur so heftig hat atmen müssen. Durch ihren entrüsteten Aufschrei und Dinas ängstliches Gesicht habe ich verstanden, dass ich etwas Verbotenes gesagt hatte. Und dann hat mich Dina gezwickt, als es keiner sehen konnte. Aber irgendwie war ich dankbar dafür, denn

wäre Papa da gewesen, hätte er Dina eine Ohrfeige gegeben, und ihre Rache an mir wäre grauenhaft gewesen. Mama hat gesagt, dass Papa Dina schlägt, weil das in der Bibel steht und weil er ihrer Worte Herr werden muss. Dina sagt ständig falsche Wörter. Papa sagt, dass Mama es ihr beibringen soll, bevor es zu spät ist.

Als das Geistwesen aus Mamas Körper gekommen ist, hat es nicht geatmet. Es kann keine Luft atmen, weil es vorher im Wasser gelebt hat, erklärt mir Dina. Papa sagt, dass er ununterbrochen gebetet hat. Aber die Ärzte meinten, dass das Geistwesen Atemprobleme hatte und Mama zu viel Blut verlor. Sie gingen davon aus, dass die beiden sterben würden. Papa hat die ganze Donnerstagnacht durchgewacht und die Seele durch Anfüllen seines Inneren mit Wörtern gestärkt. Mit Synonymen für das französische Wort *foi*: Zuversicht, Sinn, Vertrauen, Autorität, Hoffnung. Und dann hat er singend den Raum mit diesen Wörtern erfüllt.

»Ich habe meinen Vater gesehen. In der Nacht zum Freitag«, sagt Papa und kneift die Augen zusammen. »Und am Freitagmorgen war der Zustand eurer Mutter und eurer Schwester wie durch ein Wunder stabil.«

Mama wiegt das Geistwesen, das noch immer Probleme beim Atmen hat, im Arm. Dina sitzt über der Rechenaufgabe, die ihr Papa zum Lösen gegeben hat. Obwohl Dina nur Kreise ins Heft kritzelt, sagt Papa nichts. Er trägt ein Unterhemd, bei dem man das seltsame Mal auf seiner Schulter sehen kann. Lange senkrechte Linien mit einem Kreis in der Mitte, wie die Stelle an einem Baum, aus der einmal ein Ast gewachsen ist.

»Ich muss die ganze Zeit daran denken, was er als Letztes zu mir gesagt hat.« Papa spricht mit geschlossenen Augen weiter, »Lubambulu.«

Mit diesem Wort führt uns Papa immer in seine Erzählung. Lubambulu bedeutet auf Tschiluba Brett.

*Dies ist die Geschichte, wie das mysteriöse Mal auf Kabongo
Mukendis Schulter gelangt ist*

Es war im Jahr 1936 in einer Stadt, die zur damaligen Zeit Élisabethville hieß und im damaligen Belgisch-Kongo lag und aus der später, als Präsident Mobutu im Zuge seiner Afrikanisierung Orten und Leuten neue Namen gab, Lubumbashi im ebenfalls umbenannten Land Zaire werden sollte.

1936 war das Jahr, in dem mein Papa Kabongo Mukendi geboren wurde. Sein Papa hieß Luse Mulu wa Tshimpwaka. Luse Mulu war einer der wenigen Kongolesen, die in einem prachtvollen Haus lebten und Land besaßen. Einer der wenigen, die in ihren Häusern Empfänge gaben, mehrere Gänge auftischten, Musik auf dem Grammophon spielten und mit einem Spazierstock herumliefen. Bei Verhandlungen versprach er höhere Produktion zu egal welchem Preis und stimmte der Ansicht zu, dass der schwarze Mann Disziplin und Erziehung benötige. Luse Mulus Wunsch, nicht mit seiner Geschichte in Verbindung gebracht zu werden, war so unermesslich, dass er lieber nicht so genau in den Spiegel blickte – doch dann sang der Vogel auf dem Mahagonibaum im Garten.

Hinter seinem großen Haus war ganz nach europäischem Vorbild ein Garten angelegt. Dort standen, bewacht von einem Engel mit gerader Nase und lockigem Haar, drei Kreuze. Der Gärtner des Hofes konnte nicht gut lesen und buchstabierte sich durch die kurzen eingeritzten Worte. »Maaai«. Dreimal derselbe Name. Er zupfte Unkraut, warf abgefallene Äste zur Seite und steckte neben jedem Kreuz ein kleines Ledersäckchen in die Erde. Ein heimliches Ritual, um die

verrottenden Körper der Mädchen daran zu hindern, aus den Gräbern zu steigen. Der Garten war sein Lieblingsort, ein Inbegriff von Pracht und Kontrolle. Von Zivilisation. Als der Gärtner die Schreie aus dem Haus hörte, sang er den Toten ein Schlaflied und ahmte dabei, ohne dass er sich dessen bewusst war, den Vogel nach, der über den Platz flog und davon berichtete, was er unter sich sah. Der Gärtner überlegte vielmehr, wo seine Hacke war. Er wollte bereit sein, wenn es ein Mädchen würde. Das letzte hatte nur ein paar Tage gelebt.

Luse Mulu hatte fünf lebende Kinder, darunter zwei Mädchen. Zwei missmutige, vom Pech verfolgte Mädchen, weil er mit den Sitten gebrochen und keine nach seiner Mutter Mai benannt hatte. Die Ältere hatte den Namen Kimpa Vita Mujinga bekommen, nach seiner Frau Kimpa Vita Bomina, einer Mukongo. Die wiederum war nach einer revolutionären Prophetin aus dem 18. Jahrhundert, der Zeit des Königreichs Kongo, benannt.

Nach der Geburt seiner zweiten Tochter, der er den Namen der Frau eines guten Freundes gegeben hatte, sah Luse Mulu im Traum seine Zukunft. Darin zogen sich seine weißen Freunde aus seinen Geschäften zurück, und die schwarzen Arbeiter beteiligten sich an Revolten. Ihre Anführer beschimpften ihn als Handlanger der Weißen, der seinen Reichtum auf dem Rücken seiner toten Brüder errichtet hatte. Sie zerstörten seinen Laden, und aus seinen Söhnen wurden unzivilisierte, ungebildete Verschwender. Dieser Traum wiederholte sich mehrere Nächte. Und jede Nacht stand Luse Mulu auf und goss sich ein Glas Palmwein ein. Hätte er gekonnt, hätte er Cognac oder Brandy getrunken wie ein echter Gentleman, aber per Gesetz war Schwarzen das Trinken von Spirituosen verboten. Damit diese im Traum erschienene Zukunft nicht wahr würde, beschloss Luse Mulu

zur Besänftigung der Vorväter und Vormütter, einer seiner nächsten Töchter den Namen Mai zu geben. Er wollte damit an seine im Stich gelassene, vergessene Mutter erinnern und sie ehren. Nach Luse Mulus Vorsatz gebar Kimpa Bomina dreimal ein Mädchen. Und alle drei Male lauschte Luse Mulu dem geschäftigen Treiben auf seinem Hof und verkündete, der Name des Mädchens sei Mai. Und alle drei Male starb das Mädchen kurz darauf und wurde im Garten begraben. Später sollte Kimpa Bomina dann noch einmal ein Mädchen gebären, doch die Geschichte, wie sich das Wasser Kimpa Bomina wiedergeholt hatte, muss noch eine Weile warten.

Nun lag Kimpa Bomina jedenfalls in den Wehen, und ihre Schreie drangen aus dem Haus. Lass es einen Jungen sein, hatte sie gebetet, als sie spürte, dass es losging. Der Gärtner hatte sie ins Haus gebracht und war dann in den Garten zurückgegangen, um singend die Toten und Ahnen anzurufen. Vielleicht erhörten sie ja die Gebete eines einfachen Mannes und verschonten den Hof vom Tod eines weiteren Kindes.

Drinnen hatte man Kimpa Bomina auf saubere Teppiche gebettet. Ihre Muhme und Luse Mulus Cousinen halfen Kimpa Bomina bei der Entbindung ihres neuntes Kindes. Eines Kindes mit behaartem Rücken und bereits aus dem Gaumen spitzenden Zähnchen. Ein Junge, rief die Muhme. Eine Fledermaus, riefen die Cousinen und legten das Kind auf ein Brett.

Und so hat das Lubambulu meinem Papa Kabongo das mysteriöse Mal auf der Schulter verpasst. Das Brett war kein gewöhnliches Brett. Es war ein Brett aus der Kiste aus Holz, die sein Vater gekauft hatte, um daraus ein Klavier zu bauen. Wer ein zivilisierter Mann sein wollte, brauchte ein Klavier im Haus. Aber dieses Projekt war ständig verscho-

ben und die Bretter anderweitig verwendet worden, fürs Schulhaus des Hofes, den Fußboden im Keller unterm Laden und nun als Unterlage für ein neugeborenes Kind.

Als Luse Mulu 1946 im Sterben lag, rief er seinen Sohn zu sich, um mit ihm zu sprechen. Eines der seltenen Male im Leben des zwölfjährigen Jungen.

»Wir hinken hinterher. Man kann über die Belgier und Europäer sagen, was man will, aber unsere alten Sitten und Lebensgewohnheiten hemmen uns. Die restliche Welt bewegt sich viel schneller als wir. Sie sprengt Berge und besitzt tödliche Waffen. Sie findet Wege, die Natur zu unterwerfen, und sie tut das mit einer Selbstverständlichkeit, einer Selbstgerechtigkeit, dass Gott wohl seinen Segen dafür gegeben hat. Aber Fortschritt hat seinen Preis, das muss man verstehen. Ein Mann muss wissen, wann es Zeit ist zu tun, was getan werden muss. Man darf die Europäer sich nicht alles nehmen lassen, sodass wir, denen das Land eigentlich gehört, leer ausgehen. Mehr habe ich nicht versucht, mein Sohn. Ich habe versucht, meinen Teil dazu beizutragen. Das bekenne ich. Die Ahnen aber haben nur Verrat gesehen. Sie haben meiner Versuche gespottet, und dreimal musste ich ein Kind zu Grabe tragen. Nun sieht die Zukunft meines Landes und meiner Nachkommen düster aus. Ich bin gescheitert. Aber dich haben die Ahnen gezeichnet. Du bösesartiges und mysteriöses Kind. Nur du vermagst es, die Familie vor den Flüchen der Ahnen zu beschützen.«

Wie soll sie denn heißen? Das weiß nur Gott, antworten Mama und Papa die ganze Zeit. Vielleicht meint Gott auch, dass ein Geist keinen Menschnamen haben soll und schickt Mama und Papa deshalb keine Eingebung. Aber Mama legt, trotz Gottes offensichtlichem Widerwillen, das kleine Geistwesen willkommen zu heißen, das Bündel fast nie weg.

Es hat noch immer Schwierigkeiten beim Atmen. Einmal war es am Abend so schlimm, dass Mama den Schleim mit dem Mund aus der Nase des Geistwesens saugen musste. Wenn ich eklige Geräusche mache, nennt mich Dina Shetani und sagt, es ist kein Wunder, dass die Schlange nach mir gesucht hat, so schrecklich wie ich bin.

Auf der Dachterrasse stehen jetzt wieder Getränkeboxen, weil Papas Kollegen aus der Botschaft mit Geschenken zur Geburt des neuen Geschwisterchens gratuliert haben. Geschwisterchen sagen auch Mama und Dina und wollen, dass ich mit meinem Geistgerede aufhöre. Es ist ein Kind. Ein Geist, sage ich, hocke mich auf die Dachterrasse und beobachte, wie sich die schwarzen Wolken überm Haus zusammenziehen. Sie sehen aus wie die wütenden Arbeiter in Papas Erzählung. Sie leiden wie die Gestalten in der biblischen Hölle, die Mama mit dem Finger nachgemalt hat, während sie uns von Gottes Strafe für die Menschen erzählte. Dass der Mann unter Mühsal den Ackerboden bereiten muss und die Frau unter Mühsal gebären. Am härtesten strafte Gott die Frau, denn sie war an allem schuld.

Die grünen Schimmelmännchen an der Betonmauer flüstern von Mädchen, die für Süßigkeiten alles tun.

»Ich höre euch nicht«, sage ich laut.

Ich baue einen Turm aus Getränkeboxen und warte.

Ich baue eine Bühne und warte.

Die Tür unten ist offen. Ich höre das rostige Quietschen, wenn der Wind dagegen bläst.

Aber ich bleibe den ganzen Tag allein mit den schwarzen zornigen Wolkenmännchen, die auf einen Namen warten.

Anfang Februar, als Mama zum Haareflechten in unser Zimmer kommt, fragt Dina noch einmal, wie das kleine, runzlige Geistwesen heißen soll. Mama stellt Hocker und Öle hin und legt Garnrolle und Kamm bereit, aber antwortet nicht.

»Mama, kann ich bitte Rastazöpfe haben?« Dina wechselt das Thema. Sie möchte nicht mehr, dass Mama ihr eingeflochtenen Zöpfe oder so eine abgedroschene Frisur mit abstehenden Garnwickel-Zöpfen macht. Sie will Rastas wie die amerikanischen Fernsehstars in den Klatschmagazinen, die sie sich heimlich kauft. Dina sagt, dass in ihrer Schule viele solche Zöpfe haben, sogar die Tochter des Botschafters.

Mama zieht mit einem ärgerlichen Laut die Luft durch die Zähne.

»Du zuerst, Adi.« Sie setzt mich auf den Hocker und beginnt mit dem schmerzhaften Kämmen.

»Ich flechte euch Mädchenezöpfe, weil ihr Mädchen seid.« Mama unterteilt meine Haare in klar getrennte Bereiche, nimmt ein Bündel und umwickelt es von der Wurzel bis zur Spitze mit schwarzem Garn. Wenn sie fertig ist, werden die

Haare wie ein Wald aus Bäumen mit kleinen, fluffigen Wipfeln aussehen. Bäumchen, die sie biegt und auf dem Kopf zu verschiedenen Mustern ineinander verwickelt. Meist zu Spiralen. Mama sagt, ihre Großmutter hat immer darauf bestanden, dass es zwischen Frisuren für Mädchen und Frisuren für Frauen einen Unterschied gibt. Mama sagt, Frauen flechten seit der Unabhängigkeit Zaires 1950 die Haare zu Spiralen, als Symbol dafür, dass alles wiederkommt.

»Aber es ist altmodisch, Mama. Wenn man eingeflochtene Zöpfe hat. Heute haben alle künstliche Haare.« Dina seufzt und verschränkt die Arme.

»Mit künstlichen Haaren hält man dich für ein leichtes Mädchen. Ist es das, was du willst?«

Dina protestiert mit unterdrückten Schreien, und Mama unterbricht das Einölen meiner Haarwurzeln.

»Jetzt reiß dich zusammen, Dina. Das Gefährlichste für Mädchen ist eine lasche Moral. Wie oft muss ich dich noch warnen?«

Mama macht sich wieder an meine Haare. Aus dem Arbeitszimmer hört man das Krächzen des kleinen Geistwesens. Irgendwo im Haus wummert es, und draußen auf der Straße hupt ungeduldig ein Auto. Aber hier im Zimmer hängt ein drückendes Schweigen. Als Mama wieder etwas sagt, macht ihr Mund Schmatzgeräusche.

»Eure kleine Schwester heißt Mai.«

Dann fügt sie hinzu: »Gott sei uns gnädig.«

Dina und ich teilen uns ein Zimmer und ein Bett. Sie schläft als Sentinelle am Rand, sie ist mein Wachposten gegen die Krokodile, die sich unterm Bett verstecken und schutzlos schlummernde Zehen abbeißen. Wenn wir schlafen gehen, zieht sie das weiße Moskitonetz ums Bett, hebt die Matratze an und steckt den Saum darunter. So sind wir verborgen wie unter Gottes Rockschoßen. Dann löscht sie das Licht, huscht zurück ins Bett und schließt nach dem Durchschlüpfen auch noch den letzten Schlitz. Während sich unsere Augen langsam ans weiße Mondlicht gewöhnen, erzählt mir Dina von der Schwester, die nach ihr, aber vor mir geboren wurde. Die gestorben ist. Die genau wie ich Tshadi geheißen hat.

Als die erste Tshadi, die ansonsten eigentlich ein ruhiges Kind war, auf einmal immer nur noch weinte und weinte, hätte man begreifen müssen, dass von dem Haus in Mikondo irgendein Unheil ausging. Das war 1983, und Dina war sechs. Papa war mit Sack und Pack umgezogen, obwohl das Haus noch gar nicht fertig gewesen war. Er hatte keinen Tag länger in einem Haus des Patrons in Limite leben wollen. Papas ältester Bruder nannte sich Patron, er war als Erbe des Familienvermögens für alles verantwortlich. Der Patron war erst verwundert und dann verärgert. Er nannte Papas Stolz eine Sünde. Nannte Papa einen Idioten. Warum wollte er nicht in dem Haus wohnen bleiben, für das er kaum was bezahlen musste? Wie konnte er das Haus mit Strom, Swimmingpool und Wachpersonal in Limite verlassen, um in einem unfertigen, ungetünchten Haus in Mikondo zu leben?

Das hat Dina auch nicht verstanden. In dem Haus, das sie zurückgelassen haben, hat es im schön möblierten Wohnzimmer einen Fernseher und eine Stereoanlage gegeben. Und sie hat dort mit unserer großen Schwester Kimpa, benannt nach Papas Mama, und unserem großen Bruder Kazadi oder auch Zo, benannt nach Mamas Papa, Stücke aus der Bibel aufgeführt. Papa hat sie für ihre Kreativität gelobt. Er hat gesagt, dass sich Dina ihren Namen Dinanga, was Liebe bedeutet, verdient und sich würdig erwiesen hat, nach der Frau benannt zu sein, die ihn großgezogen hatte.

»Mit neuen Geschwistern ändert sich alles, du wirst schon sehen«, warnt mich Dina in der Dunkelheit.

Tatsächlich hatte sich mit der Geburt der ersten Tshadi allmählich alles verändert, sie war so rein und so schön, und alle liebten sie, einschließlich Dina. Aber am meisten hat Papa die erste Tshadi geliebt. Man konnte sie leicht zum Lachen bringen, und sie wollte viel lernen. Papa sagt oft, dass die erste Tshadi ein Engel auf Erden gewesen ist.

»Papa hatte verstanden, dass unsere Familie immer im Schatten seiner Brüder stehen würde, solange er für sie arbeitete. Aber er wollte etwas aufbauen, weil er und Mama glaubten, dass die erste Tshadi Wunder vollbringen würde, wenn sie mal groß ist. Mama hat nämlich vor der Geburt von ihr geträumt. Im Traum stand die erste Tshadi mit einer Spitzhacke in der Hand vor weiten, bearbeiteten Feldern.

Also hat Papa den Entschluss gefasst, sich endlich von seinen Brüdern zu befreien, und ist mit uns in das löchrige Haus in Mikondo gezogen. Und in diesem unglückseligen Haus sind wir krank geworden, man hat uns ausgeraubt, und zum Schluss haben böse Geister die erste Tshadi verschlungen.«

Dina schweigt, und ich drücke mich an sie.

Nach dem Tod der ersten Tshadi hat sich Dina alleingefühlt. Papa begann mit seinem Gerede von Schuld

und seiner Wortbesessenheit. Von da an riss er Seiten aus dem Wörterbuch, und am Ende jedes Tages wartete auf die Kinder die Aufzählung ihrer im Laufe des Tages begangenen Sünden, samt der Disziplinierungsmaßnahmen dafür. Mama trug ihren Pagne so, dass er auch den Kopf bedeckte, und sprach jeden Tag gerade mal ein paar Worte. Zo wurde in der Schule wegen seiner langen Wimpern und seiner Schüchternheit gehänselt. Er wollte nicht mehr mit Dina spielen und war lieber mit den Nachbarsjungen zusammen. Er war der einzige Junge im Haus. Luse, der zweitälteste, benannt nach Papas Papa, lebte im Internat. Kasamba war schon ausgezogen, um zu studieren.

Im Haus mit den hallenden Wänden und den triefenden, unfertigen Zimmern, begann Dina eine Tanznummer einzustudieren. Die sollte für Beifall und Lachen sorgen. Dina übte im Schein einer Kerze, und die Schatten an der Wand waren ihre Spielkameraden. Am Abend ihrer Aufführung waren alle im Wohnzimmer. Kimpa und Zo machten Hausaufgaben, Mama las in der Bibel, und Papa schrieb an einem eigenen Wörterbuch. Dina bat, aufs Klo gehen zu dürfen, und als sie wiederkam, trug sie Mamas BH und Schuhe. Dina tanzte und spielte sich richtig auf. Als sie fertig war, war es völlig still im Raum. Die Geschwister hatten glänzende Augen, Mama hielt sich die Hand vor den Mund. Nur Papa bewegte sich. Er stand auf, ging zu Dina und gab ihr eine Ohrfeige. Er schimpfte nicht mit ihr, sondern verließ einfach das Zimmer.

»Ich habe losgehult und gesagt, dass Papa mich nicht lieb hat. Da hat Mama gesagt, Papa liebt mich bestimmt, aber er will seine Töchter beschützen.«

Dina befreit sich aus meiner Umarmung.

»Das ist Teil von Urgroßmutterns Fluch. Wir dürfen alle nicht glücklich werden.«

»Warum hat sie uns verflucht?«

»Sie wurde von Männern gefangen genommen, die im Dienst der Belgier standen.«

»Was sind Belgier?«

»Unterbrich mich nicht! Früher hat man Frauen und Kinder gefangen genommen, um die Väter und Söhne dazu zu zwingen, im Busch zu arbeiten. Als man Urgroßmutter Mai gefangen genommen hat, war sie gerade schwanger. Aber die Familie hat nur Großvater freigekauft und Urgroßmutter Mai dort sterben lassen. Angeblich hat man ihr die Hände abgehackt.«

Mein Herz schlägt so heftig, dass ich kaum verstehen kann, was Dina sagt.

»Und Papa glaubt jetzt, dass es seine Pflicht ist, das Baby Mai zu nennen, damit unsere Urgroßmutter in Frieden ruhen kann und uns endlich kein Unglück mehr widerfährt. Deshalb hat er im Krankenhaus auch Großvater gesehen. Als Zeichen und als Mahnung. Aber es ist gefährlich, jemanden Mai zu nennen. Vielleicht wird das Baby sterben.« Jetzt klingt Dinas Stimme belegt. Sie wischt sich übers Gesicht und dreht sich von mir weg. Gleich darauf höre ich sie schniefen, und bei jedem heftigen Atemzug quietschen die Bettfedern.

»Ich finde, es soll dahin zurück, wo es hergekommen ist«, sage ich und versuche Dina wieder zu mir umzudrehen.

»Sei nicht garstig. Wenn Mai stirbt, dann bist du schuld, weil du so böse Sachen sagst.«

Am Sonntag gehen wir meist in die Kirche. Unsere Kirche ist nicht weit weg. Das Gebäude ist weiß und schaut mit seinen Fensteraugen zur Straße. Die großen Bäume streicheln der Kirche über ihr dunkles Haupt und sprechen auf raschelnde Weise, wie Bäume es tun. Die kleineren stehen wie eine Reihe Schutzengel an dem schmalen Weg, der zur Wohnung des Pfarrers führt.

Wir haben unsere schönen Sachen an, um vor Gott würdig und rein zu erscheinen. Wir setzen uns weit nach vorne, nahe zur Kanzel. Der Chor betritt die Kirche, und Mama lächelt.

»Ach, wie schön es ist, für Gott zu singen«, sagt sie.

Papa kommt selten mit. Er betet lieber zu Hause, so entgeht er nämlich dem Tratsch der Kirchenmamas und der Angeberei der Kirchenpappas. Aber Mama findet es wichtig, dass wir hingehen. Der Pfarrer kennt Mama und nennt sie Schwester Amba.

Später bittet der Pfarrer uns Kinder, einer Kirchenmama zur Sonntagsschule zu folgen, und obwohl Dina normalerweise mitkommt, bleibt sie heute sitzen. Während ich weggebracht werde, sehe ich, wie sie Mai auf den Arm nimmt, damit Mama ihre Bibel aufschlagen kann.

Als die Lehrerin der Sonntagsschule auf der Gitarre spielt und Gottes Schöpfung der Welt preist, schmolle ich. Gott macht Fehler. Die Lehrerin fordert mich auf mitzusingen, aber ich presse die Lippen zu einem Strich zusammen, und sie reißt die Augen weit auf.

Die Sonntagabende bestimmt meist Papa. Vor dem Abendessen liest er aus der Bibel vor. Und wenn Dina danach den Psalm des Abends in drei Sprachen, nämlich Französisch, Englisch und Tschiluba, vorgelesen hat, ist das Vaterunser dran. Dina fängt immer an zu schwitzen, weil sie den Text vergisst. Ich habe gehört, wie sie es, wenn sie sich unbeobachtet fühlt, flüstert, um sich alles richtig zu merken, aber sobald Papa sie auffordert, es zu beten, verhaspelt sie sich und sucht nach Wörtern.

»Als du jünger warst, hast du es doch gekonnt. Was ist mit dir passiert, Dina?«, fragt Papa, und seine Enttäuschung ist riesig. »Adi, zeig deiner Schwester, wie es geht.«

»Vaaaater uuuunser, der du bist im HIMMEL«, lege ich mit einer Inbrunst los, die bis ins Paradies reichen soll. In mir brennt ein Licht und leuchtet durch meine Haut. »Geheiligt werde dein Name. Dein Reich komme. Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden.«

Als ich auch noch die Hand aufs Herz lege, ist mir klar, dass mich Dina zwicken wird, sobald wir allein sind. Sie hat die Arme vor der Brust verschränkt, und ihre Augen sind ganz schmal.

»Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit, in Ewigkeit. AMEN«, ende ich. Ich fühle mich ganz weit.

Papa lächelt und tätschelt mir den Kopf.

»Und erst fünf Jahre«, sagt er.

Mama lächelt.

»Du spielst dich auf. Das ist Gotteslästerung«, sagt Dina, als wir bereit zum Essen sind.

Ich streite ab, dass ich mich aufspiele, aber Mama stimmt Dina zu. Das ist eine so riesige Ungerechtigkeit, dass mir Tränen über die Wangen laufen.

»Da, du tust es schon wieder!« Dina ist wütend.

Papa unterbricht uns, indem er das halb verschlungene Wörterbuch neben seinen Teller legt. Das heißt, dass wir ein Wort lesen und seine Bedeutung sagen müssen, bevor wir etwas zu essen bekommen. Unser Wortbüfett. Papa lacht immer, wenn er das sagt. Dina hasst alles, was mit Wörtern zu tun hat. Wenn sie keine Angst vor Schlägen hätte, würde sie Papa einfach nur finster anschauen. Papa redet gern über Familien, die Fragespiele machen und sich sogar am Esstisch bilden und entwickeln. In diesen Familien wachsen die Kinder zu bedeutenden Menschen heran, sagt er.

Zu Papas Enttäuschung kann ich mein Wort nicht lesen, mein Hals wird ganz eng. Bevor Papa es sehen kann, wische ich die erneuten Tränen weg und kämpfe gegen das Schluchzen an. Mama wiegt Mai im Stehen, anstatt sich an den Tisch zu setzen. Keiner hier im Raum mag mich. Da bin ich sicher.

Als ich heulend dagegen protestiere, den Boden zu fegen, wiederholt Mama nur ihre Aufforderung und drückt mir den Besen in die Hand.

»Du musst mithelfen, du bist jetzt eine große Schwester.«

Mama lässt Mai nie allein. Sie wacht neben ihrem Bettchen und horcht, wie sie atmet.

»Babys sterben manchmal, einfach so«, murmelt sie vor sich hin und bindet sich Mai auf den Rücken, wenn weder Zuri noch Dina auf sie aufpassen können. Jetzt schuckelt sie Mai und zeigt mir zugleich an, wo ich fegen soll. Meine Hand wird schnell ganz müde, und nichts geschieht. Irgendwann reicht es Mama, und sie nimmt mir den Besen ab. Aber ich darf nicht gehen. Ich muss zusehen.

Den Besenstiel fest in der Hand fegt sie den Boden. Mit einem raspelnden Geräusch. Der Besen ist ein Wesen in langem Reisigkleid, das mich verfolgt, und egal wie ich meinen Kopf drehe und wende, ich kann sein maskiertes Gesicht einfach nicht erkennen. Bald summt Mama eine Melodie. Der Besen begleitet Mamas Lied und holt den Staub von Wochen aus Ecken und Winkeln. In Vergessenheit geratene Scherben einer Tasse von Mamas gutem Geschirr werden ans Tageslicht befördert und ein Stift, der weggekullert ist, als Dina mit tränererfüllten Augen auf ihre Hausaufgaben gestarrt hat.

Mama bittet mich, den Müll rauszustellen und das Handtuch zu holen, mit dem wir den Boden wischen. Der Müll kommt vor die Tür, bis ihn Zuri zum Lastauto bringt, das einmal in der Woche durch unsere Straße fährt. Ich stelle den

Besen neben die Tüte, und als ich wieder reingehe, höre ich raschelnde Reisighände im Schmutz nach Schätzen suchen.

Mais Kopf wackelt im Takt von Mamas Bewegungen, die jetzt den Boden schrubbt, bis er im Sonnenlicht glänzt. Mama sagt, ich darf da nicht durchmarschieren, solange es feucht ist, sonst muss sie noch einmal von vorne anfangen. Aber als kurz darauf Papa nach Hause kommt und mit seinen staubigen Schuhen darüber ins Schlafzimmer läuft, sagt sie nichts. Schweigend wischt sie die Kreise und Linien weg, die seine Schuhe auf dem Boden hinterlassen haben, und geht in die Küche, um das Abendessen vorzubereiten.

Zuri mit ihren lackierten Zehennägeln und rissigen Fersen rührt unter Mamas Aufsicht in einem Bohneneintopf. »Mehr Tomatensoße«, ordnet Mama an und rupft zackig das Hühnchen, das auf dem Rücken in einem Bottich voll warmem Wasser liegt. Der tote Kopf hängt über den Rand und nickt auf und ab.

Dina sitzt auf dem Sofa im Esszimmer und schuckelt Mai. Ihr Singen dringt durch die offene Tür zu mir auf die Loggia, wo ich die Hände fest um die blauen, verschnörkelten Eisenstangen klammere. Auf der Straße fahren Autos, und ich kann trotz der ganzen Bäume bei den Nachbarn bis zur Kreuzung sehen.

Der Geruch von der Zigarette unseres Wächters mischt sich mit dem vom Essen aus der Küche. Zwischendurch rieche ich auch ein bisschen Meer, das nur fünf Minuten mit dem Auto entfernt ist.

Ich schaue zu dem Nuckelfläschchen, das ich über den Boden rollen und in die Büsche habe hinunterfallen lassen. Ich habe gehofft, dass es kaputtgeht und das Weiße herausfließt.

Einer von Elombes jüngeren Brüdern, Moise, streckt den Kopf aus dem Fenster.

»Adi, hast du die da grad runtergeworfen?« Er deutet auf die Flasche.

Ich schüttele den Kopf.

»Wir haben es gesehen. Was, wenn die wem auf den Kopf gefallen wäre? Wir kommen jetzt rauf und erzählen es deiner Mama.«

Ich renne weg und verstecke mich im Schrank. Als ich Mama wütend schreien höre, vergrabe ich mich noch tiefer in den Kleidern und Laken.

Mai lächelt niemanden an. Ihr Gesicht ist ernst, und die Augen sind immer noch gleich, derselbe schwarze Blick, mit dem sie einem schon von Anfang an hinterhergeschaut hat. Ungewöhnlich, hat Mama gemeint, aber noch immer nicht erkannt, dass mit Mai etwas seltsam ist.

Als Mama sie umzieht und dabei streichelt und knuddelt, stelle ich mich hinter den Vorhang. Und als Mai dann schläft, schleiche ich ganz leise zu ihr, aber sobald ich in ihre Nähe komme, macht sie mitten im Schlaf die Augen auf und sieht mich an. Später, als sie den Kopf heben kann, kriegt sie immer, wenn man mit ihr spricht, eine Falte auf der Stirn. Dina sagt zu dem Fotografen, den wir bestellt haben, er soll sie mit diesem Gesicht fotografieren, und lacht. Sie badet Mai in einer blauen Wanne und versucht, sie zum Lachen bringen, kitzelt sie, aber Mai schaut Dina mit demselben genervten Blick an wie Papa, wenn Dina etwas sagt. Und Papa, der seufzt nur und sagt, das Ganze ist Mamas Schuld.

Inmitten der großen Regenzeit, in den Tagen bevor Dina den April vom Wandkalender reißt, fühle ich mich düster und voller Gewitterwolken. Wie der Himmel. Mai liegt in ihrem Bettchen, ist wach, und endlich ist mal niemand da. Sie lauscht aufmerksam nach meinen Schritten, ihr Blick geht von hier nach da nach dort. Sie spürt wohl, dass etwas vor sich geht. Ich schnelle aus der Hocke hoch und renne zu ihr.

»Verswinde«, schreie ich mit meiner unheimlichsten Stimme und brülle wie ein wilder Löwe. Mai reißt die Augen auf, runzelt die Stirn und lacht zum allerersten Mal in ihrem Leben. Dann streckt sie die Hände zu mir hoch und brabbelt in Babysprache.

An diesem Abend haben wir zum zweiten Mal in Folge nachts keinen Strom. Mama legt Handtücher unter den Eisschrank und kommt mit einer Petroleumlampe zu uns. Sie hat Mai gerade im Schlafzimmer ins Bett gebracht. Statt nur kurz hereinzuschauen und uns ans Abendgebet zu erinnern, setzt sie sich zu uns. Das Licht der Petroleumlampe verstärkt die Linien in ihrem Gesicht. Dina sagt, dass Mama und Papa wegen ihrer Sorgen schneller alt werden. Heute Abend lacht Mama trotz ihrer Schatten.

»Mama, kann ich nicht ein eigenes Zimmer haben?«, mault Dina.

»Husch, ins Bett jetzt«, antwortet Mama. »Bei solchem Regen muss ich immer an meine Kindheit denken«, erzählt sie, und wir werden sofort ganz still, Dina und ich. »Wir waren eine Menge Schwestern und haben uns alle ein einziges Zimmer geteilt. Wir schliefen auf Matten. Das Pfarrhaus, in dem wir lebten, war so platziert, dass der Regen manchmal den gesamten Hof überschwemmte. Die Regenzeit war für uns immer eine Zeit voller Spaß. Bei Gewittern erzählte unsere Mutter nämlich Geschichten. In früheren Zeiten hat

man das mit Musikbegleitung gemacht. Meine Mutter meinte immer, der Donner sei ihre Trommel, und dann erzählte sie uns von wilden Geistern, boshaften Hexen und Ungeheuern, die kleine Kinder fraßen. Schrecklich gruselige Geschichten, und wenn sie fertig war, trauten wir uns gar nicht mehr einzuschlafen.«

»Erzählst du uns eine Gruselgeschichte, Mama«, frage ich mit pochendem Herz. Dina stößt mich an.

»Pst«, sagt sie. »Weiter, Mama.«

»Hm, ja. Ich muss gerade daran denken, wie meine Mutter einmal vor lauter Schreck einen ganzen Topf voll Maniok-eintopf umgekippt hat. Auch wenn sie gerne Geschichten von Ungeheuern und anderen grauenhaften Wesen erzählt hat, fürchtete sie sich manchmal vor ihrem eigenen Schatten. Und damals guckte plötzlich eine Kreatur in ihre Küche. Ein großes Wesen mit riesigem Schnabel und stierenden Augen. Sie schrie und schrie. Mein Onkel versuchte, sie zu beruhigen. Der Vogel gehörte ihm. Aber das war ein seltsamer Vogel, das sag ich euch. Er war groß wie ein Mensch. Auf Französisch heißt er Bec-en-sabot du Nil, Schuhschnabel.« Ich und Dina kichern.

»Schuh?«, frage ich.

»Ja. Mein Onkel war Tierarzt und hatte immer irgendwelche Tiere bei sich zu Hause oder auch dabei. Dieser Schuhschnabel hatte blaue Flügel, und seine Augen saßen im Gesicht vorne wie bei einem Menschen. Mein Onkel sagte, wir müssten uns verbeugen, bevor wir uns dem Vogel näherten. Er machte es vor, und der Vogel verbeugte sich ebenfalls. Wir verbeugten uns, aber keiner traute sich, ihn zu streicheln. Und Mama jammerte nur und rieb sich über die Brust. Mein Bruder will mich umbringen, plärrte sie. Das ist ein Geistervogel, war sie sicher. Ein Vogel, der sich mühelos zwischen der Welt der Geister und der Welt

der Menschen hin- und herbewegen konnte. Und im Leben einst bestimmt ein König oder eine Königin war. Warum sonst musste man sich erst vor ihm verbeugen.«

Wir lachen. Mama umarmt uns und sagt Gute Nacht.

Als sie weg ist, ist Dina ganz still.

»So einen Vogel möchte ich sehen«, sage ich.

»Mama hat seit Jahren mit keiner ihrer Schwestern gesprochen. Sie haben uns nie in Kinshasa besucht. Weder in Limite noch in Mikondo oder Binza.«

»Und warum nicht?«

»Ich weiß es nicht. Wenn ich gefragt habe, hat Mama immer gesagt, dass sie zu weit weg wohnen.«

Dina klingt traurig, ich verstehe nicht, warum. Ich freue mich nur, dass sich Mama zu uns gesetzt hat, ohne die ganze Zeit Angst um Mai zu haben.